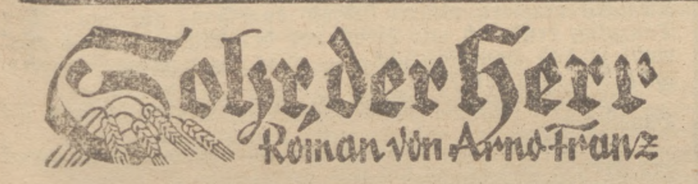


Nr. 41. Bromberg, den 19. Februar 1929.



(6. Fortsetzung.)

6.

Die Damen hatten ein Sommernachtsfest im Park des Großsteinauer Rittergutes vereinbart und die Honoratioren der Umgebung zur Einladung vorgemerkt. Es sollte in vierzehn Tagen, an einem Sonnabendabend stattfinden. Da hatten die Geladenen Zeit und die Jungen — Heinz und Claus — auch.

Sophi Liebetrau zeichnete für das Gelingen des Ganzen verantwortlich.

Resolut, wie sie war, hatte sie ohne Besinnen das Amt des Vergnügungsdirektors übernommen und bereits anderen Tages an ihren Bruder folgenden Brief gerichtet:

„Lieber Heinz! Bei uns bricht's aus. Wir werden riesig vornehm, so etwas wie gentleman- und ladylike. Wir feiern Sommerfeste! Das ist mal was anderes. Gebe nur Gott, daß das Finanzamt nicht dahinterkommt.

Was mit diesem Feste beabsichtigt wird, weiß ich nicht. Da hierorts aber alles, was geschieht, einen Zweck haben muß, wird dieses Fest auch einen haben. Für nutzloses Geldausgeben besteht weder bei uns noch in Finkenschlag Verständnis. Und die sparsamen Finkenschlager gerade haben diese Neuerung eingerührt. Sie waren gestern bei uns.

Die stolze Carla war sehr lieb zu mir, übertrug mir das Amt der Arrangeuse, während draußen im Hof der große Sohr mit Papa unter vier Augen sprach. Was — weiß ich nicht. Also eine ganz dunkle und geheimnisvolle Sache.

Nun zum Zweck dieses Briefes, mein lieber Heinz. Komm recht bald mal heraus zu uns, ich brauche deinen Rat. Frau Carla hat mich nämlich gefragt, ob ich den Gästen auch wirklich eine Überraschung bieten könne und ich habe natürlich den Mund ordentlich voll genommen. Nun habe ich Angst! Deine Sophi."

*

„Weißt du das Neueste?" fragte Heinz Liebetrau seinen Freund Claus Kaden, als sie vom Kolleg heimwärts schlenderten.

Claus sagte: „Ja!"

Heinz verhielt den Schritt.

„Komm' nur", drängte Claus. „Deswegen bleibt man nicht auf der Straße stehen."

„Woher weißt du?", erkundigte sich Heinz.

„Frag nicht so geistreich! Aus der Zeitung natürlich nicht. Die nehmen zwar von allem möglichen und unmöglichen Geschehen Notiz, was aber bei uns daheim vom Stapel laufen soll, scheint ihnen doch zu unglaubhaft. Sommerfest! In Großsteinau! Mit Glühwürmchen und saurem Stachelbeerwein! Ich lach' mich kaputt!"

„Erlaub' mal! Ich finde eine derartige Veranstaltung sehr hübsch."

„Ich auch! Nur eben nicht diese Veranstaltung. Drei Ortsschulzen, drei Pastoren, ein Dutzend Lehrer, ein halbes Hundert Landwirte, alle mit Frauen! Und dann die kleinen Mädchen! Ich bin vom Dorf ein dralles Ding — —! Liebetrau, ich bitt' dich, das ist doch zum Auswachsen."

„Im Gegenteil! Das ist wirklich mal was Neues, außerdem bringt es uns im Kreise enger zusammen und zeigt den Dörflern, daß es außer Arbeit, Sorgen und einer primitiven Dorfkneipe auch noch anderes gibt. Ich freue mich diebisch auf dieses Fest und fahre über Nacht nach Hause um Sophi in der Angelegenheit zu beraten. Komm' mit, Claus!"

„Danke verbindlichst. Ich bin doch nicht verrückt. — Mich treibt nichts aufs Land. Wenn ich zu diesem Glühwürmchenfest in Steinau bin, genügt es ja. Befohlen bin ich dazu und kann nicht kneifen, sonst wird meine alte Dame noch ganz ungenießbar. Grüß deine Schwester von mir. Sie soll mir einen Bangalo recht weit vom Schuß errichten lassen, wo ich mit meinem Schmerz allein sein kann. Es tut's auch ein Indianerzelt. Trinkbares bring ich mit."

Damit war die Angelegenheit für Claus erledigt und Heinz blieb nichts anderes übrig, als allein zu fahren.

*

„Macht's gnädig mit euren Einladungen," sagte Heinz am Abend zu seiner Schwester, als er in der Laube mit ihr die Festangelegenheit beriet. „Ihr könnt doch nicht hundert Personen laden."

„Wer will denn das?" verwunderte sich Sophi und strich das braune Haar zurück, das ihr der Wind um die Stirn wehte.

„Claus sagte es," unterrichtete sie Heinz.

„Was weiß denn der" — das klang nicht sehr respektvoll — „es sind alles in allem dreiundzwanzig Einladungen ergangen. Der große Sohr hat gestrichen und der kleine Kaden irrt."

„Kann ich die Liste mal sehen?"

Sophi reichte sie ihm und erklärte:

„Über die Abfütterung bin ich mir klar, nur über das Blimbamborium nicht. Da mußt du mir raten."

„Blimbamborium? Was verstehst du darunter?"

„Aufmachung, Stimmung, Betrieb!"

„Ach so," sagte Heinz.

„Aber was Extraes was Besonderes. So'n bißchen mit Geist und Witz. Was macht man da?"

„Das läßt sich aus der Entfernung nicht sagen. Komm mit! Wir gehen hinüber und rekognoszieren das Terrain."

*

Mit fliegenden Fahnen stürmten sie Hinzelmanns Feste.

Der Alte empfing sie freundlich. Das tat er nicht bei jedem, aber die Liebetrauer Kinder, wie er sie nannte, konnten schon etwas Besonderes von ihm verlangen. Die mochte er gern.

„Nun ihr junges Volk," rief er ihnen zu, „was wollt ihr in Steinau? Wollt'n Kirsch?"

„I wo, Hinzelmann. Wenn Sie Pralinen hätten — —!", scherzte Sophi.

„Pralinen?" frug der Alte. „Was sind denn das für Dinger?"

„Schokoladen-Häufle!"

„Herr Jeses, Schokoladen-Häufle! Nee, die hab' ich nicht. Aber wenn Sie'n Mann wären, Fräulein Sophi, könnt' ich Ihnen 'en Röllchen Kautabak anbieten."

„Pfui, Hinzelmann. So 'ne Schweinerei!"

„Sagen Sie das nicht, Fräuleinchen. En guter Tabak is unsereinem sein Schampus. Un besser is er schon, als die

Papiernudeln, die die jungen Leut' von heute rauchen — Alsdann nischt für ungut — Sie mögen auch nicht?" wendete er sich an Heinz.

„Nee, Hannjörg, ich bleib' bei den Papiernudeln."

„Auch gut," sagte Hinzelmann, zwinkerte mit den Augen und fragte: „Und?"

Sophi verstand den Alten, auch wenn er nur gezwinkert hatte und brachte ihr Anliegen vor.

„Wir wollen mal hier ein bißchen herumgucken, wegen dem Sommerfest, Hinzelmann. Sie haben doch nichts dagegen?"

„Nee, Fräuleinchen. Gegen das Herumgucken hab ich nischt, aber gegen das Sommerfest hätt' ich schon was, wenn es Zweck hätte."

„Hinzelmann! Alter Brummbär! Mißgönnen Sie uns die Freude? — Was haben Sie gegen das Fest, auf das sich alle freuen?"

„Ihnen mißgönn' ich die Freude nicht, aber den anderen. Alle, die kommen, haben dem Herrn" — so nannte er Dritten gegenüber seinen Freund Sohr — „das Leben schwer gemacht. Als er die Molkerei gründete, schlossen sie sich aus, als er die Verwertungsgenossenschaft schuf, stänkerten sie gegen ihn, immer waren sie ihm nicht gut gesinnt. Und jetzt füttert er sie. Ich wollt' der Gesellschaft was husten!"

Mein Vater war auch erst gegen Sohr," sagte Heinz. „Ich kann mich noch sehr gut entsinnen."

„Weiß ich, Heinz weiß ich noch ganz genau. Er war aber der erste, der von den anderen abschwenkte. — Sehen Sie dort den Kirschbaum im Felde" — er zeigte gen Finkenschlag — „dort saß ich mit dem Herrn, als Ihr Vater kam. Und wissen Sie, was der sagte? Er sagte: Ich habe mich geirrt, Herr Sohr, und habe mich überzeugen müssen, daß Sie es ehrlich meinen. Man ist soviel Selbstlosigkeit nicht gleich gewachsen. Momentan verblüfft sie. Man mißtraut ihr. Sie dürfen mir das nicht übelnehmen. Aber da im Himmel und auf Erden mehr Freude ist über einen Neuigen als über neunundneunzig Gerechte, hoffe ich, Ihnen nicht ungelegen zu kommen. Ich gehe mit Ihnen. Für immer! Hier meine Hand darauf! — Ja, das hat er gesagt und hat Wort gehalten. Und deshalb dürft ihr Liebetraukinder wegen dem Sommerfest und auch sonst hier herumstrolchen soviel ihr wollte. Euch werd' ich immer die Tür aufmachen."

„Guter Kerl," sagte Sophi gerührt und wischte sich eine Träne ab. Heinz nahm des Alten Arm.

„Nun mal los, Hinzelmann. Führen Sie uns. Sie haben doch schon Pläne gemacht, vermute ich."

Hannjörg schob die Mütze aus der Stirn und kratzte sich hinterm Ohr. Nach kurzem Überlegen sagte er:

„Kinder, könnt mir's glauben oder nicht: Ich weiß nicht mal, was so ein Sommerfest eigentlich für eine Sache ist. So was hat's hier noch nie gegeben. Ich hab' aber gehört, daß im Freien gegessen und getrunken werden soll. Da hab ich mir was ausgedacht."

„Und das wäre?" fragte Sophi.

„Die Hauptsache is' nämlich, daß mir kein Gras zertrampelt wird. Wir brauchen das. Der Herr hat siebzehn Pferde. Die fressen was."

„Donnerwetter — siebzehn!" rief Heinz und Sophi, der das gar nicht zu imponieren schien, bettelte:

„Aber 'n Stückchen Rasen müssen Sie uns schon abgeben, Hinzelmann. Nur ein Stückchen."

„Wieviel?"

„Zwanzig mal fünf Meter," sagte Heinz.

Hinzelmann taxierte. Es dauerte lange. Dann rief er: „Nee! Zuviel! Viel zuviel!"

„Menschenskind, Hinzelmann, zwanzig Schritte lang, fünf tief, das ist doch bescheiden. Unter Büschen noch dazu, wo so gut wie nichts wächst."

„Sie können vorher auch erst mähen lassen," sekundierte Sophi. „Es braucht kein Gras zu stehen. Nur Rasen, Hinzelmann, ganz kurzer Rasen."

Er lenkte ein.

„Wenn ich vorher mähen kann," sagte er, „meinetwegen. — Aber Tische kommen da nicht hin. Gegessen wird hier auf dem freien Platz. Da is' auch die Küche nahe bei und die Klöß' werden nich' kalt, während dem Auftragen. Es gibt doch Klöß' Fräuleinchen?"

„I wo! Was man jeden Sonntag zu Hause hat, mag man nicht bei besonderen Gelegenheiten. Es gibt Schleie, Schnitzel und Eis."

Hinzelmann machte große Augen. Dann aber kicherte er genießerisch in sich hinein. Das ganze kleine alte Männchen bebte vor Lachen.

„Eis, Fräuleinchen, das ist gut. Auf die Köppe damit, wenn sich's bei den Herren dreht. Das macht munter und nüchtern."

„Solches doch nicht! Süßes Eis! Mit Sahne, Vanille und Himbeer gemacht. Zum Essen!"

Der Alte schüttelte den Kopf. Eis zum Essen! Er war mißtrauisch.

„Ihr wollt mich verhahnegackern," sagte er und machte keine freundlichen Augen.

Heinz beruhigte ihn.

„Wo werden wir, Hannjörg. — Solches Eis gibt's wirklich. Das wird künstlich gemacht. — Sie werden sehen, es schmeckt sehr gut. Sie kriegen natürlich auch einen Berg von ab."

„Nee, nee", wehrte Hinzelmann. „Ich will nicht. Was unsereiner nicht kennt, das frißt er nicht. Ich werd' aber zusehen, wie ihr euch den Bauch erfriert."

Damit war der kleine Zwischenfall erledigt und Heinz konnte zur Sache übergehen.

„Nun hören Sie mal zu, Hannjörg," sagte er. „Ich denke mir das Ganze folgendermaßen! Hier kommen Gartenstühle und Hocker her. Wenn die Herrschaften gegessen haben, wollen sie ausruhen und gemütlich plauschen. Dann müssen Girlanden gezogen werden und Drähte zum Aufhängen der Lampions. — Hier stellen wir ein Podium auf für die Musik, laubbekränzt, mit bunten Fähnchen Das Weinzelt placieren wir dort unter die Eiche und die Tombola — —! Ja, wohin mit der? — Am besten vor die Freitreppe. Hübsch mit Zweigen verziert, nimmt sich die dort ganz gut aus Den Tanzplatz denke ich mir direkt vor der Musik. — Das wär' wohl so das Hauptsächlichste. — Was sagen Sie, Hannjörg, wird das nicht fein?"

Der sagte nichts. Er streckte den Liebetraukindern die Hände hin.

Die schlugen ein, nahmen den Handschlag als Ausdruck der Freude und hatten sich sehr geirrt.

„Gut' Nacht," knurrte der Alte. „Ihr seid närrisch! Ich geh ins Bett."

Er humpelte davon.

Es war zuviel des Neuen für seine alten Tage.

*

„Ein ulkiger Kauz", sagte Sophi im Heimgehen zu ihrem Bruder, „und eine goldene Seele, dieser Hannjörg Hinzelmann."

„Ja! Der paßt auf jedes Hälmchen auf. Der Sohr hätte sich keinen treueren Menschen erziehen können."

„Überhaupt der Sohr," seufzte Sophi, „den hab' ich schrecklich gern. Der ist ein Mann! — Wenn der daher kommt: schramm — schramm — ich — ich! Oho, geht weg — ich bin der Sohr. Guck in sein Hosenledergesicht. Das kann keine Katze zerkratzen. Und guck in seine Augen!"

„Kann die auch keine Katze zerkratzen?"

„Dummer!"

„Nun, was ist in den Augen, in die du mir zu sehen empfiehlst?"

„Da ist eine Seele drin, mein Junge. Die sprühen, die lachen, die drohen! Da ist der Himmel drin. Güte und Klugheit ist drin. Der ganze gute, große Mensch guckt dich aus diesen Augen an."

„Donnerwetter!"

„Ja, der Sohr! Der letzte Bauer in der Mark. So einen Mann möcht' ich haben."

„Er hat einen Sohn," sagte Heinz wie von ungefähr.

„Ach der," machte Sophi und ihr helles Gesicht beschattete sich. „Der ist ein Kaden, aber kein Sohr. Und wird auch keiner. Der wird nicht mal ein Bäuerlein."

Das klang nicht sehr erbaulich für Heinz, der seine Sophi lieber gut als mittelmäßig verheiratet wußte. Als Gutsherrin auf Großsteinau kam einst eine Auszahlung ihres Vermögensanteils kaum in Frage, nur eine Verzinsung. Er mußte sich bemühen, daß die Beiden ein Paar wurden.

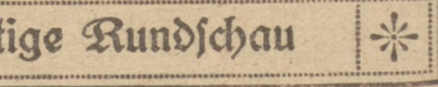
„Apropos," sagte er noch unter der Tür des Niederneidberger Gutshauses, „ich soll dich von Claus grüßen. Er bittet um einen Bangalo, verschwiegen im Grünen, recht weit vom Schuß. Sieh zu, was du tun kannst."

„Ich werd' dem müden Jüngling das Schlafzimmer herrichten lassen," sagte Sophi, „da ist er weit vom Schuß," und trat noch für ein Weilchen bei ihren Eltern ein.

Und Heinz dachte: Das gibt heute und morgen noch keine Verlobung.

Worüber er wenig erfreut war.

(Fortsetzung folgt.)



Lustige Rundschau

* **Der Beweis.** „Was kostet wohl so ein Pelzmantel, wie Sie da anhaben, Herr Meier?" — „Eintausendfünfhundert Zloty." — „Na, na!" — „Wie, Sie glauben es nicht! Hier ist der Zahlungsbefehl!"

Festtage in Hami.

Von Sven Hedin.

Nach der Entdeckung des Transhimalaja, die seinen Namen in der ganzen Welt berühmt machte, hatte Sven Hedin nur eine Pause von wenigen Jahren vorgesehen, ehe er wieder hinaus wollte; aber der Weltkrieg und die großen politischen Umwälzungen in Asien richteten fast unüberwindliche Hindernisse auf. Im Jahre 1926 begann er dann in Peking die größte Expedition zusammenzustellen, die je nach Innerasien aufgebrochen ist. Erbitterter Widerstand der chinesischen Regierung war zu überwinden, doch zäher Wille, diplomatisches Geschick und die Macht seiner Persönlichkeit trugen auch hier den Sieg davon. Aus Gegnern wurden die Chinesen zu Freunden und Förderern des Plans ja zu Teilnehmern.

Noch ist die Expedition mitten in der Arbeit, aber Sven Hedin läßt das Buch über den ersten großen Abschnitt der Reise unter dem Titel „Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi. 1927/28". Mit 110 einfarbigen und bunten Abbildungen und einer Routenkarte, bereits jetzt bei seinem Verleger F. A. Brockhaus, Leipzig, erscheinen.

Wir lassen hier mit seiner Genehmigung einen Abschnitt daraus folgen.

An einem der ersten Tage gab unser Freund, der Postmeister Cheng, uns ein Essen. Die achtunddreißig Gerichte wurden in unser eigenes Haus gebracht und eins nach dem andern aufgetragen. Der einzige, der dabei fehlte, war der Gastgeber. Er hielt es für das klügste, bei den herrschenden heiklen Verhältnissen seine freundschaftlichen Gefühle für uns nicht allzu offen zu verraten. Während wir noch bei Tisch saßen, erklang Musik vor unserm Tor. Es war General Liu Darin, der begleitet von Reitern und Fahnen kam, um seinen Neujahrsbesuch abzustatten. Wir empfingen nicht. Es gilt als Zeichen mangelnder Lebensart, zu Haus zu sein, wenn ein hoher Mandarin seine Neujahrsbesuche macht. Wenn alle ihn empfingen, würde der Tag nicht reichen.

Am Tag darauf fuhren Siu und ich aus, um Besuche zu machen. Geleitet von sechs Soldaten in Schafpelzen, rollten wir auf staubigen Straßen und Wegen zwischen Mauern, Bäumen und Kanälen dahin und erreichten schließlich die Residenz des mohammedanischen „Königs". Sein Palast war in chinesischem Stil erbaut und von einer hohen Lehmmauer umgeben, durch deren Torbogen gerade Esel getrieben wurden, beladen mit den als Brennstoff dienenden dürren Grasbüscheln der Steppe und Wasser in übereisten Holzbottichen.

Wir betreten einen geräumigen Salon mit Teppichen, Tischen und Reihen rotüberzogener Stühle. An den Wänden hängen vier gewaltige Plakate, auf denen man die Zeichen der Glückseligkeit und des langen Lebens erkennt. Es waren Gnaden- und Ehrenbezeigungen der Kaiserin-Witwe, die der Fürst bei seinen vier Besuchen in Peking erhalten hatte.

Wir waren kaum in ein kleineres Audienzzimmer geführt worden, als der Fürst, Schah, Maksut, von den Chinesen Satsching Wang genannt, erschien und uns in der verbindlichsten Art begrüßte. Er ist ein kleiner wohlbeleibter Herr von siebzig Jahren mit rötlicher Gesichtsfarbe, freundlichen Augen, Adlernase und schneeweißem Bart und trägt chinesische Kleidung. Seine Dynastie hat seit dem 16. Regierungsjahr Kanghsis Hami als ihre Haupt- und Residenzstadt gehabt. Die Macht, die Schah Maksut ausübt, ist jedoch nur ein Wahn; streng genommen wird er von den Chinesen nur geduldet. Auch in Turfan, wo sein Schwiegersohn residiert, und in Kutscha gibt es noch derartige mohammedanische Schattenfürsten. Von den Rechtgläubigen erhebt er eine Abgabe, die größer sein soll als die Steuern der Chinesen, und er soll daher bei den Bekennern des Islams auch nicht besonders beliebt sein.

Schah Maksut, den die Seinen „Padischah" (König) betitelten, war ein lebhafter, aufgeräumter und unterhaltender Mann. Wir brauchten keinen Dolmetscher, um uns zu verständigen; wir unterhielten uns in seiner eigenen Muttersprache, Osttürkisch. Seine erste Frage galt Professor A. v. Le Coq in Berlin, der durch seine epochemachenden Expeditionen in der Gegend von Turfan und anderen Fundorten in Innerasien berühmt ist. „Und ob ich v. Le Coq kenne! Er ist einer meiner allerbesten Freunde!" konnte ich erwidern, worauf der Fürst von seinen Erinnerungen aus jener Zeit erzählte und mich bat, v. Le Coq seine Grüße zu überbringen.

Von meinem Vaterland Schweden und seiner Lage hatte er recht unklare Vorstellungen. „Wie weit liegt Ihr Land von Istambul entfernt?" — „Vier Tagereisen mit der Eisenbahn." — „Oh, da sind Sie ja Nachbarn der Türken!" — Er selbst braucht ja drei Monate, um nach Peking zu reisen. Dann erkundigte er sich nach unserer Reise durch Asien und konnte nicht verstehen, warum wir acht Monate unterwegs gewesen waren, wo die Karawanen doch nur drei Monate dazu brauchen. Ich erklärte ihm, daß wir gearbeitet, beobachtet und gesammelt hätten, und fragte ihn, warum sie sich vor uns gefürchtet und den Verdacht gehegt hätten, wir hätten Böses im Sinne. Er entgegnete: „Wenn so viele gutbewaffnete Europäer sich unseren Grenzen nähern, ist es wohl nicht verwunderlich, wenn wir argwöhnen sie seien der Vortrupp eines feindlichen Heeres. In China herrscht Krieg, und wir müssen vorsichtig sein. Aber gefürchtet vor Ihnen haben wir uns nicht, zumal wir wußten, daß der Sohn Ihres Königs Gutes von Ihnen gesagt und Sie der Regierung in Peking empfohlen hat. Wir konnten jedoch nicht wissen, ob Sie die Rechten waren oder andere. Jetzt verstehen wir den Zusammenhang."

Wir verabschiedeten uns und setzten unsere Runde fort. General Liu war jetzt eitel Wohlwollen und lud den ganzen Stab zu einem Festessen ein, bei dem er selbst, der Magistrat und Schah Maksut die Wirte sein würden. Das Gastmahl werde im Hause Jollbars Khans stattfinden, dem einzigen, in das der König sich begeben könne, da er dort vor der Gefahr sicher sei, ein mit Schweinefett zubereitetes Gericht zu essen zu bekommen.

Schließlich beehrten wir mit unserer Aufwartung noch den Bürgermeister, einen stattlichen, gesprächigen Herrn, sowie den liebenswürdigen General U., der dreißig Jahre in Sin-kiang, besonders in Ili und Tarbagatai, gedient hatte, und den Postmeister Cheng, der uns mit kandierten Walnüssen bewirtete und gute Ratschläge gab.

Am 29. Januar kamen unsere treuen Mongolen von ihrem Lager in die Stadt, um Kleider und Proviant zu kaufen. Sie füllten unseren Hof mit ihren großen Zelten, ihren Gestalten und ihren bauschigen Pelzen. Damit das Gewimmel noch bunter wurde, erhielten wir da gerade verschiedene Gegenbesuche. Unter anderen erschien General Liu, der von Reitern begleitet in seinem kleinen eleganten Karren in unseren Hof einfuhr. Unser Kasino war in ein Operationszimmer verwandelt worden, da Chengs Töchterchen von einem Hund übel gebissen worden war und nun von Dr. Hummel behandelt werden sollte.

Der General wurde infolgedessen in meinem mehr als einfachen Arbeitszimmer empfangen, und die Teetassen wurden auf dem Schreibtisch aufgetischt. Er verehrte mir ein schönes Pantherfell als Gegengabe für ein Geschenk, das er selbst am Tage vorher erhalten und Norin ihm überreicht hatte, ein größeres Fernrohr auf Stativ. Er war ganz entzückt über das kostbare Geschenk und sagte uns eine ganze Reihe ausgesuchter chinesischer Artigkeiten. In Nan-Yang bei Schanghai hätte er mehrere Jahre gewohnt und wäre mit vielen Europäern in Berührung gekommen, aber nie mit so netten Menschen wie uns! Professor Siu und die übrigen Chinesen konnte er nicht genug dazu beglückwünschen, daß ihnen die Gelegenheit vergönnt war, mit uns zu reisen, den ganzen langen Weg von Peking bis hierher und weiter. Er schwang sich sogar zu dem kühnen Vergleich auf, die Provinz Sin-kiang eine Geldkassette zu nennen, die in einer Familie verwahrt wird —niemand kann sie öffnen, bis der kommt, der den Schlüssel in Verwahrung hat. Und jetzt waren wir gekommen und hätten den Schlüssel zu allen Schätzen Sin-kiangs. Unsere Arbeit, versicherte er uns, werde nicht nur der Provinz, sondern ganz China zum Nutzen gereichen.

Der mohammedanische König hatte uns gleichzeitig eingeladen, einer Jagd mit Falken beizuwohnen. Einige Freunde des edlen Weidwerks ritten daher mit den Jägern aus. Sie waren sehr zufrieden mit dem, was sie sahen — die Beute bestand in drei Hasen. Die Jagdfalken werden im Herbst gefangen. Mit Hilfe von Tauben oder Hühnern unter ausgespannten Netzen wird der Falke zur Schlinge gelockt, verhedert sich in den Maschen und ist gefangen. Er wird in fünfzehn Tagen gezähmt und lernt auf dem Lederhandschuh sitzen und die Kopfhaube tragen und vor allem Füchse und Hasen jagen. Zu dieser Jagd wird er während des Winters verwendet und erhält im Vorsommer wieder seine Freiheit. Wenn der Herbst kommt, fängt man neue Reizvögel. Vielleicht versagen sich da auch solche in den Netzen, die schon früher gezwungen worden waren, in den Dienst des Menschen zu treten. Nun brach der große Tag an, wo im Hause Jollbars Khans das Gastmahl stattfand. Jollbars Khan, der „Tigerfürst", ist ein sehr einflußreicher Mann. Er ist die rechte Hand des mohammedanischen Königs und steht sich auch mit den chinesischen Behörden besonders gut. Uns war er von großem Nutzen; er half uns unsere Geschäfte erledigen, nahm sich unserer Kamele an und besorgte ihnen Weide und Wartung, verschaffte uns Proviant und Karren für die Fahrt nach Urumtschi und war mit einem Wort unser Mädchen für alles.

Sein Haus war aus Holz in türkischem Stil erbaut und hatte zwei Stockwerke. Sogar die Chinesen pflegten es sich bei festlichen Gelegenheiten zu borgen. Als wir das Portal, über dem zwei fünffarbige Flaggen wehten, erreichten, fanden wir die Straße mit Schaulustigen besetzt, während die Militärkapelle im Torgewölbe eine dröhnende Fanfare ertönen ließ. Zwischen präsentierenden Soldaten hindurch führte uns Jollbars Khan zu der Treppe, die vom Hof zur inneren Galerie hinaufgeht. Im großen Saal erwarteten uns die Gastgeber, von denen zwei uns zunächst in dem wunderbaren Palast herumführten. Im Wintergarten blühten Rosen und zeigten Pelargonien und Oleander ihre Farbenpracht. Von der nach der Straße zu liegenden Galerie hatte man eine herrliche Aussicht auf die Türkenstadt und die Chinesenstadt mit ihrer Mauer und das Gebirge im Norden, den Tien-schan mit seinen blendend weißen Schneefeldern.

Dann nahmen Gastgeber und Gäste an drei runden Tischen im Saal Platz. Ich saß am mittelsten Tisch, an dem S. Majestät der König von Hami die Honneurs machte. Alter chinesischer Sitte gemäß trat er an meinen Platz heran, ergriff die Trinktasse und die Elfenbeinstäbchen und führte sie an die Stirn, worauf er mit der Rechten über meinen Stuhl strich, gleichsam um mich davon zu überzeugen, daß er abgestaubt war. Am zweiten Tisch war General Liu der Wirt und Sin Ping Ch'ang der Ehrengast; am dritten hatte der Bürgermeister, das Präsidium und Larson den Ehrenplatz inne.

Haifischflossen, Bambustriebe und Seealgen und andere wunderbare Leckerbissen wurden aufgetragen, und der König forderte uns auf, zu trinken. Während er selber als rechtgläubiger Bekenner des Korans nicht trinkt, bestand er darauf, daß es einem gut bekommt, zu trinken, soviel man vermag. Seine Unterhaltung war recht ergötzlich.

„Warum rasieren Sie sich, wenn Ihre jungen Landsleute (Norin und Bergman) anständige Bärte haben? Um jünger auszusehen? Der Bart ist ein Schmuck des Mannes, es ist unnatürlich, ihn abzurasieren."

„Sind Sie verheiratet?" erkundigte er sich.

„Nein, noch nicht."

„Höchst sonderbar! Und warum nicht?"

„Ich habe keine Zeit dazu gehabt."

„Oh, es gibt nichts, was wichtiger ist. Man muß mindestens eine Frau und eine üppige Schar Kinder haben. Sie müssen eine Russin heiraten, wenn Sie nach Urumtschi kommen."

Die Sonne berührte den Horizont, und der alte König ging hinaus, um sein Abendgebet zu verrichten. Als er zurückkam, kam er sogleich mit neuen spaßigen Fragen heraus. Er hatte bemerkt, daß Larson den chinesischen Wein unberührt ließ.

„Warum trinkt er nicht?" fragte er. „Ist er Priester oder Schriftgelehrter?"

„Priester", antwortete ich. Das war allerdings nicht ganz wahr, aber Larson war ja zum mindesten in seiner Jugend Missionar gewesen.

„Ja, unsere Priester trinken auch nicht, aber sie essen dafür um so mehr und haben gewaltige Bäuche."

Am Schluß des Gastmahls machte Lieberenz eine Blitzlichtaufnahme. Dazu eilte der König wieder hinaus; denn ein rechtgläubiger Moslem darf sein Angesicht nicht im Bilde zeigen.

Das Fest war wirklich gelungen, eigenartig, farbenreich. Ein Widerschein längst verklungener Zeiten schwebte über der Veranstaltung. Wir verabschiedeten uns, kamen wieder an der orientalisch geräuschvollen Musikkapelle vorüber und fuhren zu unserm Hof zurück. Über uns strahlte eine türkische Mondsichel in dunkelblauem Felde, und die lackierten Holzsäulen der Kaufläden leuchteten blutrot durch den Straßenstaub. Wir fühlten uns geradezu siegesfroh. Als Verbrecher oder wenigstens als verdächtige Gesellen, denen man wer weiß welche bösen Absichten zutrauen konnte, hatten wir vor kurzem erst die Grenze überschritten, waren angehalten und entwaffnet und wie Gefangene des Wegs dahingeführt worden. Und jetzt ehren uns Fürsten und Generale durch prächtige Feste; Posaunen, Trompeten und Pauken erdröhnen zu unserer Huldigung. Man feiert uns auf alle erdenklichen Arten, man schickt uns Eßwaren, Reis, Schafe und Melonen, man scheint uns so lange wie möglich hier behalten zu wollen. Aber es wird wohl auch wenige Städte auf der Erde geben, wo das Leben in so einförmigen Bahnen verläuft wie in Hami, und unsere Ankunft bedeutete eine höchst ungewohnte Abwechslung.

Wir ließen uns natürlich nicht lumpen und gaben schon am folgenden Tag unser Festessen. Es glich dem ersten in jeder Hinsicht, mit dem Unterschied, daß die gestrigen Wirte heute Gäste und die gestrigen Gäste heute Wirte waren, und daß der Mongolenfürst, der achtunddreißigjährige Khara-schar-uin Gigen, „die Menschwerdung in Khara-schar", jetzt auch zugegen war. Eigentlich ist sein Brudersohn Fürst der Khara-schar-Torgoten, aber Gigen vertritt den wirklichen Fürsten während dessen Minderjährigkeit. An einem Tisch machte v. Marschall den Wirt. Er erregte die grenzenlose Bewunderung und den lauten Jubel der Chinesen durch seine Fähigkeit, den „Ganzen" oder wie die Chinesen sagen „gam-bei" (den Becher leer!) zu trinken. Es wurde nämlich ein Trinkspiel gespielt, das darin besteht, daß zwei Gegenspieler eine bestimmte Anzahl Finger der einen Hand einander entgegenstrecken und beide gleichzeitig eine Zahl zwischen Null und Zehn rufen. Wenn nun der eine drei Finger vorstreckt und der andere fünf und der eine der Kontrahenten „acht" ruft, so muß der Gegner, der vielleicht „sechs" gerufen hat, seine volle Tasse leeren. Bisweilen war der Strafsatz drei Tassen, ja an Marschalls Tisch einmal sogar neun „Ganze". Marschall verlor, „stieg in die Kanne" und trank seine neun „gam-bei", ohne eine Miene zu verziehen. Die Chinesen jauchzten.

Verlobung im Gerichtssaal.

Von Dr. Artur Landsberger.

Georg M. zählt einundzwanzig Jahre und studiert Musik. Die um fünf Jahre ältere Frieda Kl. ist Direktrice in der Modeabteilung eines Warenhauses. Sie waren ein Jahr lang miteinander verlobt. In Hinblick auf die Ehe haben sie sich gegenseitig Geschenke gemacht. Frieda schenkte Georg zum Geburtstag ein Piano, Georg seiner Frieda, als sie sechsundzwanzig wurde, ein Ledertäschchen und drei Paar Handschuhe. Im November kam der Bruch. Frieda hatte Georg mit einem Einkäufer betrogen. Ihre beste Freundin verriet sie. — Vier Wochen nach der Trennung erschienen bei Georg drei Männer aus einem Pianogeschäft und holten das Klavier ab. Wie sich herausstellte, war es nur geliehen, für Miete noch einundzwanzig Mark zu begleichen. Der verbitterte Student zeigte Frieda wegen Betruges an.

Ein schwieriger Rechtsfall. Auf die Frage des Gerichtsvorsitzenden an die Angeklagte, ob sie den Zeugen habe schädigen wollen, erwiderte sie lebhaft: „Im Gegenteil! Ich wollte ihm eine Freude machen."

„Hatten Sie die Mittel, das Klavier zu kaufen?"

„Gewiß! Aber ich sagte mir: Verlobt ist nicht verheiratet."

„Sie geben also die Absicht der Täuschung zu?"

„Herr Richter, ohne Täuschung kommt man in der Liebe nicht weit."

„Sie scheinen ja Erfahrung zu haben."

Der Verteidiger äußert sein Erstaunen über die Erhebung der Anklage und fragt: „Inwiefern ist denn das Vermögen des Zeugen geschädigt worden?"

„Sehr einfach", erwidert der Staatsanwalt. „Lediglich im Glauben, das Klavier geschenkt erhalten zu haben, schenkte der Zeuge der Angeklagten Handtasche und Handschuhe."

„Die Kosten für die Miete des Klaviers übersteigen die Kosten dieser Geschenke", entgegnete der Anwalt.

Jedoch der Staatsanwalt wandte ein: „Darauf kommt es nicht an. — Im übrigen liegt ein strafbarer Betrug auch dann vor, wenn ohne die Täuschung eine positive Disposition getroffen worden wäre. Der Zeuge hatte vor drei Monaten die Möglichkeit, ein Klavier zu äußerst günstigen Bedingungen zu kaufen. Er unterließ es, weil er in dem Glauben war, das ihm zum Geschenk gemachte Klavier gehöre ihm. Da er ein Klavier braucht, so wird er jetzt ein Mehrfaches dafür bezahlen müssen."

Plötzlich erhebt sich der Zeuge und erklärt: „Ich habe mich geirrt — ich fühle mich nicht geschädigt."

„Betrug ist kein Antragsdelikt. Ob Sie geschädigt sind, entscheiden nicht Sie, sondern das Gericht."

„Wie kommt plötzlich diese Sinnesänderung?" fragt der Richter den Zeugen, der lächelnd einen Zettel in der Tasche verschwinden läßt. — „Was verstecken Sie da?"

„Eine Kleinigkeit", sagte der Verteidiger. „Ich habe mir erlaubt, eine Mitteilung der Angeklagten an den Zeugen zu vermitteln."

Der Zeuge muß den Zettel heraus geben. Der Richter liest: „Georg, sei kein Schaf! Ich habe zu Weihnachten 75 Mark Zulage erhalten und wir könnten nun heiraten."

„Ich lasse eine Pause von zehn Minuten eintreten", sagt der Richter schmunzelnd.

Als das Gericht nach zehn Minuten in den Saal zurückkehrt, erhebt sich der Verteidiger und sagt: „Ich habe eine Erklärung abzugeben: die Angeklagte und der Zeuge haben sich soeben verlobt. Nach Absatz 4 des § 263 ist Betrug gegen Angehörige nur auf Antrag zu verfolgen. Die Zurücknahme des Antrages ist zulässig. Der Zeuge zieht die Anzeige hiermit zurück."

„Na, dann gratuliere ich", sagte der Vorsitzende — und ruft die nächste Sache auf.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg